

ANTONIA BLUM

KINDERKLINIK
Weißensee

Jahre der Hoffnung



ullstein

Stolz tritt Marlene nach dem Medizinstudium ihr Praktikum in der Kinderklinik Weißensee an. Doch der Klinikalltag ist etwas völlig anderes als ein Studium. Schon bald bekommt Marlene allerdings mehr praktische Erfahrung, als ihr lieb ist: Die meisten Ärzte arbeiten noch in Lazaretten, sodass sie die kleinen Patienten allein behandeln muss, als in Berlin die Spanische Grippe ausbricht. Fortan kämpft sie nicht nur gegen die tückische Seuche, sondern auch um die Aufmerksamkeit ihrer großen Liebe Maximilian, der sich seit seiner Rückkehr aus dem Krieg immer mehr von ihr zurückzieht. Ihre Schwester Emma geht ganz in ihrer neuen Aufgabe als Ausbilderin der Elevinnen auf. Die Spanische Grippe fordert auch von ihr übermenschlichen Einsatz. Als Emmas Sohn ebenfalls erkrankt, bewahrt ihr hilfsbereiter Nachbar Kurt sie davor, die Hoffnung aufzugeben. Doch gerade als Emma bereit ist, Kurt in ihr Herz zu lassen, taucht der verschollene Kindsvater auf. Er verspricht ihr ein blühendes Leben in Ostpreußen. Emma ist hin- und hergerissen zwischen alter und neuer Liebe, ihrer Bestimmung als Kinderkrankenschwester und einem sicheren Leben für ihren Sohn auf dem Land.

ANTONIA BLUM lebte längere Zeit in Berlin, ohne den Weißen See dort je gesehen zu haben. Erst Jahre später, nachdem sie die Hauptstadt längst verlassen hatte, entdeckte sie durch einen Zufall die Ruine der einstigen Kinderklinik in Weißensee und kommt seitdem von dem Ort und seiner bewegten Geschichte nicht mehr los. Heute fährt Antonia Blum nicht nur zum Spaziergehen an den Weißen See, der dem Berliner Stadtteil seinen Namen gab. Sie ist überzeugt, dass dort ein Tor in die Vergangenheit existiert.

Von Antonia Blum ist bereits in unserem Hause erschienen:
Kinderklinik Weißensee – Zeit der Wunder

ANTONIA BLUM

KINDERKLINIK
Weißensee

Jahre der Hoffnung

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Oktober 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: Trevillion Images / © Kerstin Marinov (Mädchen);

www.buerosued.de (Landschaft);

Berliner Denkmalschutzbehörde, Straßenansicht von
der Gierstraße, um 1911 (Klinik)

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Dolly

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06406-2

Prolog

3. August 1914



Die Berliner schienen wie im Rausch, wie auf Kokain, das nirgends im Deutschen Kaiserreich beliebter war als in der Hauptstadt. Jubel und fröhliche Lieder drangen bis in die Bibliothek der Königlichen Charité und an das hinterste Lesepult, an dem Marlene saß und über Büchern zu makroskopischer Anatomie brütete. Als Medizinstudentin kurz vor dem fünften Semester blieb ihr nur noch ein Jahr bis zum Physikum.

»Die Niere ist ein bohnenförmiges Organ im Retroperitonealraum ...«, las sie flüsternd. »Sie kommt als Paar vor und ist in Relation zu ihrem Gewicht das bestdurchblutete Organ und ...« Ihre Gedanken glitten zu jenem unvergesslichen Abend vor fünf Wochen, an dem Maximilian und sie auf dem Weißen See den Sonnenuntergang genossen hatten. Sie drehte ihren Verlobungsring am Ringfinger der linken Hand. »Ach, Max«, seufzte sie lauter als beabsichtigt.

Der Aufseher des Lesesaals schaute mahnend zu ihr, und der Student am Vordertisch wandte sich kopfschüttelnd um. »Diese Weiber!«

Marlene nahm sich vor, endlich ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Niere zu richten, dann würden ihr wenig-

tens keine anstößigen Seufzer mehr entfahren. Seit zwei Tagen stahlen sich ihre Gedanken vermehrt fort und wollten partout nicht beim Lernstoff bleiben. Vorgestern hatte Deutschland Russland den Krieg erklärt und die Mobilmachung verkündet. Tausende junge Männer machten sich seitdem bereit, als Soldaten in den Krieg zu ziehen, aber vorher feierten sie ausgiebig. Es hieß, dass Kinderärzte wie Maximilian nicht im Krieg gebraucht würden. Für die Versorgung von Verwundeten waren vor allem Chirurgen und Internisten gefragt.

»Makroskopisch gliedert sich die Niere in Rinde und Mark ...«, las Marlene weiter und zwang sich über ihr Buch. Zwar wurde das folgende Kapitel über die Leber interessanter, aber sie schaffte es trotzdem nicht bis ans Ende. Eine Hand streichelte plötzlich ihre Schulter.

Überrascht sah sie auf. »Max, du hier?« Mit dem dunkelblauen Seidenanzug, der hellblau schimmernden Fliege und dem steifen Zylinder war er wie für ein Fest gekleidet.

»Komm, Lene!« Er zog sie vom Stuhl hoch. Einige Bibliotheksbesucher starrten sie unverhohlen an, andere schüttelten wieder nur ungläubig den Kopf, woran Marlene sich inzwischen fast gewöhnt hatte. Wenn sie sich in Vorlesungen zu Wort meldete, gab es immer noch Kommilitonen, die verächtlich schnaubten oder sie gar unterbrachen. »Aber die makroskopische Anatomie –«, wandte sie halbherzig ein.

Maximilian führte sie zwischen jene Bücherregale, die die zahlreichen Bände von *Virchows Archiv* beherbergten. Dort küsste er sie stürmisch. Leidenschaftlich erwiderte sie seinen Kuss und vergaß schnell, dass sie sich in einer Bibliothek befanden.

»Mein Herz ist bei dir zu Hause, Lene«, raunte er beim Luftholen und klang etwas verzweifelt.

Marlene hielt inne. »Hast du etwa einen ...?« Sie brachte das Wort »Gestellungsbefehl« nicht über die Lippen, bedeutete es doch, dass ihr Verlobter Weißensee für eine Tätigkeit als Arzt im Krieg verlassen würde. Im zurückliegenden Jahr hatten sie fast jede lernfreie Minute miteinander verbracht.

Maximilian nickte zerknirscht, dann holte er den Gestellungsbefehl aus seiner Anzugjacke. »Er ist von höchster kaiserlicher Stelle unterzeichnet«, sagte er, worauf viele junge Herren bestimmt stolz wären. Aus seinem Mund klang es, als müsse er sich erst noch Begeisterung zusprechen. Der Jubel draußen schwoll an.

Maximilian entfaltete das Papier und las flüsternd daraus vor. Der Brief ordnete an, dass er noch am gleichen Abend abreisen sollte, um als Chefarzt auf einem Preußischen Lazarettzug zu dienen. Es sei eine Ehre, für das Vaterland kämpfen zu dürfen.

Mit jeder Zeile wuchs Marlenes Verzweiflung. Sie würden getrennt werden – vielleicht für Monate. Das war unvorstellbar. Ihr Blick sprang zum Fenster. Wie konnte man einen Krieg bejubeln, der unzählige Paare auseinanderriss? Seit Deutschland vor wenigen Stunden auch Frankreich den Krieg erklärt hatte, feierten die Berliner auf den Straßen und Plätzen ein nie da gewesenes Fest. Sie sangen, warfen ihre Hüte in die Luft und tanzten ausgelassen.

»Uns bleiben nur noch wenige Stunden zusammen, Lene.« Maximilian schaute von dem Brief auf. »Jede Minute ist nun kostbar.«

Wild entschlossen ging er zu ihrem Tisch, stellte die

Anatomiebücher zurück ins Regal und zog sie aus dem Lesesaal.

Hand in Hand verließen sie erst die Bibliothek und dann das Gelände der Kaiserlichen Charité. Es war nicht einfach, ein Automobiltaxi zu bekommen. Die Straßen waren mit Militärs und Jubelnden völlig überfüllt. Offiziere, deren Uniformen vor Behang glänzten, wurden wie Filmstars gefeiert. Aber Marlene hatte nur Augen für Maximilian in seinem dunkelblauen Seidenanzug und mit der hübschen Fliege vor dem Hals. Sie wollte ihn nicht hergeben, nicht für einen einzigen Tag.

Als sie endlich in einem Automobil saßen, wurde es trotzdem nicht ruhiger. »Deutschland, Deutschland über alles«, sang der Fahrer. Er hatte Mühe, sie durch die Massen zu steuern, die die Straßen belagerten. Sie kamen nur langsam voran.

An der Ortsgrenze von Berlin und Weißensee ging es nur noch schrittweise voran, sodass Maximilian der Geduldsfaden riss. Kurzerhand bezahlte er und zog Marlene auf seiner Seite mit aus dem Automobil heraus. »Zu Fuß sind wir schneller!«

»Wohin gehen wir denn?«, wollte Marlene wissen, bekam aber keine Antwort. Umgehend wurden sie eingezogen in die feiernde Menschenmasse an der Berliner Allee, vor der die Infanterie mit Blumen an den Helmen marschierte. Es gebe jetzt keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche!, hallte es um sie herum wider. Extrablätter flatterten durch die Luft wie Vögel, Kapellen spielten beliebte Märsche. Trotz der bedrückenden Enge drängte Maximilian weiter.

Langsam begann der Jubel, Marlene in den Ohren zu

schmerzen. Ihr Herz schlug immer schneller. »Wo führst du mich hin?«, wollte sie nun endlich wissen. Vielleicht ins *Gesellschaftshaus* in der Parkstraße, wo sie so gerne zum Tanzen hingingen? Ihr letzter Tango vor dem Abschied?

Zärtlich zog Maximilian sie zu sich heran und küsste sie ins Haar. »Ich führe dich an einen ganz besonderen Ort«, flüsterte er, sie konnte seine Lippen an ihrem Ohr spüren. Dann ging er auch schon weiter. Bald bogen sie in die Wilhelmstraße ein, die vom Kirchturm von Sankt Josef überragt wurde. Er beschleunigte seinen Schritt noch einmal, sodass Marlene neben ihm zu laufen begann.

Vor Sankt Josef blieb er stehen, richtete seine Fliege und schob den Zylinder hinter den Haaransatz. Aus leuchtend grasgrünen Augen schaute er sie erwartungsvoll an. Er sah blendend aus ganz ohne Bart und mit dem weißblonden Haar, das er sich gepflegt aus dem Gesicht frisiert hatte. Es bildete einen hübschen Kontrast zu seiner schon sommerlich gebräunten Haut.

»Du sollst versorgt sein, egal, was passiert«, sagte er, öffnete die Kirchentür und führte Marlene in den überfüllten Raum. »Seit der Mobilmachung traut Pfarrer Ramlow im Minutentakt, und wir wollten doch sowieso heiraten.« Er hielt ihr seine linke Hand mit dem Verlobungsring hin.

Marlenes Gedanken blieben am *Egal, was passiert* hängen. Könnte er als Arzt im Krieg sterben? Sie schob sich ihre Brille die Nase hinauf und schaute sich unter den Menschen in der Kirche um. Niemand Bekanntes war da. »Und unsere Trauzeugen?«, fragte sie kleinlaut.

»Pfarrer Ramlow sagt, dass die Trauzeugen unsere Ehe auch nachträglich testieren können«, erklärte Maximilian.

Vorm Altar reihten sich die Heiratswilligen in Doppel-

reihe auf. Sie sahen aus wie ein Bataillon beim Appell. Marlene senkte den Blick.

»Lene, Liebes.« Maximilian hob ihr Kinn mit dem Zeigefinger an. »Vertrau mir, alles wird gut werden.«

Marlene behielt ihr seltsames Bauchgefühl für sich und wandte sich zum Kirchenportal um, das fortlaufend auf- und zuschlug. Ihr wurde kalt in dem alten Gemäuer.

»Oder liebst du mich nicht mehr?« Maximilians Gesicht verdunkelte sich augenblicklich.

»Doch, natürlich tue ich das, aber ...« Ihr Blick glitt an ihrer einfachen Bluse und ihrem alten Rock hinab. Sie hatte immer in einem hübschen, modernen Kleid heiraten wollen. Nicht einmal ihre Brille hatte sie ordentlich mit Seifenwasser gereinigt.

Maximilian nahm sie fester bei der Hand und sagte feierlich: »Ich liebe dich, Marlene Lindow, und möchte den Rest meines Lebens mit dir verbringen. Bitte werde meine Frau.«

Marlene schaute von ihrem Rock auf. Seine Bemühung rührte sie. Immer wieder hatte er ihr bewiesen, wie viel er für sie empfand und wie sehr er sie schätzte. Er blieb standhaft im Konflikt mit seinen Eltern und würde erst versöhnungsbereit sein, wenn der Graf und die Gräfin von Weilert Marlene als die Frau an seiner Seite akzeptierten – was bis heute nicht der Fall war. Und als Marlene zuletzt die Prüfung in Histologie mit voller Punktzahl bestanden hatte, hatte er sie mit zwanzig roten Rosen vor dem Prüfungssaal empfangen und erklärt, dass jede Rose für eine korrekte Antwort stehe und er nie daran gezweifelt habe, weniger Rosen kaufen zu müssen.

Marlene versuchte, ihre Gedanken zu sortieren, aber es gelang ihr nicht. Die vielen fremden Menschen und die

Euphorie irritierten sie, alles fühlte sich unwirklich an. Ihr war eiskalt.

»Ich werde dir schreiben, sooft es geht«, versprach Maximilian und führte sie in die Doppelreihe der Wartenden. »Und du schreibst mir, wie du mit dem Studium vorankommst.« Das enorme Lernpensum war einer der Gründe, warum sie bisher noch nicht geheiratet hatten. Marlene hatte sich erst voll und ganz auf ihr Studium konzentrieren und danach dann das Fest mit freiem Kopf planen wollen. Außerdem wurden nur ledige Frauen zum Studium in Preußen zugelassen. Es hätte besonderer Fürsprecher und zusätzlicher Anträge und Diskussionen bedurft, um als Verheiratete Vorlesungen zu hören und Prüfungen ablegen zu dürfen.

In Gedanken sprach sie probeweise ihren neuen Namen aus. Marlene von Weilert. Es klang wie eine andere Person. Maximilians adlige Familienwurzeln reichten zwar bis ins Mittelalter zurück, aber er bestand darauf, nicht mit »Herr Graf« angeredet zu werden.

»Spätestens Weihnachten ist der Krieg vorbei. Dann sind wir beide wieder vereint und ziehen endlich zusammen«, versicherte er.

Marlene sehnte sich danach, endlich jeden Morgen neben ihm aufzuwachen, was bisher viel zu selten geschah. Wenige Wochen nach dem Antritt ihres Studiums war sie wegen der kurzen Wege zusammen mit zwei Kommilitoninnen in eine kleine Wohnung nahe der Medizinischen Fakultät gezogen.

»Endlich zusammen«, wiederholte Maximilian noch einmal, und trotzdem wollte bei Marlene keine rechte Freude aufkommen.

Um seinem Wunsch mehr Nachdruck zu verleihen, holte Maximilian zwei Ringe aus seiner Anzugtasche hervor, einen schmaleren und einen etwas breiteren aus Gold und mit kleinen Diamanten. Marlene fiel auf dem Ringkistchen das Schild von Juwelier Altenberger auf, der sein Geschäft Anfang des Jahres geschlossen hatte. Maximilian musste die Ringe schon vor einer ganzen Weile gekauft haben, obwohl sie erst seit einem halben Jahr verlobt waren.

Als sie an der Reihe waren und vor dem Pfarrer standen, schlugen die Kirchenglocken vier Uhr. Marlene begann zu zittern, und ihre Hände wurden feucht.

Sobald das Geläut verklungen war, erhob der Pfarrer seine Stimme. »In dieser entscheidenden Stunde Ihres Lebens sollen Sie wissen, dass Gott bei Ihnen ist. Er heiligt Ihre Liebe und vereint Sie zu einem untrennbaren Lebensbund.«

Marlene schloss die Augen und stellte sich vor, dass sie inmitten einer fröhlichen Hochzeitsgesellschaft stünden, dass wenigstens Emma in diesem Moment bei ihnen wäre. Sie versuchte, sich in einem Hochzeitskleid zu sehen und auf keinen Fall mit dem wilden, ungebundenen Lockenhaar. Sie trug ja nicht einmal einen Hut.

Der Pfarrer schaute auf die Namensliste auf dem Altar hinter sich, dann wandte er sich Maximilian zu. »Ich frage Sie, Herr Doktor Maximilian von Weilert. Sind Sie hierhergekommen, um nach reiflicher Überlegung und aus freiem Entschluss mit Ihrer Braut Marlene Lindow den Bund der Ehe zu schließen?«

»Ja!«, entgegnete Maximilian voller Überzeugung, sein Wort hallte im Kirchenhaus wider.

»Wollen Sie Ihre Frau lieben und achten und ihr die Treue halten alle Tage Ihres Lebens?«, fuhr der Pfarrer fort.

»Jeden Tag und jede Minute«, antwortete Maximilian in zärtlichem Ton an Marlene gewandt. Sanft drückte er ihre rechte Hand.

Marlene wischte ihre feuchte linke Hand mit dem Verlobungsring am Rock ab, sie zitterte von Kopf bis Fuß.

»Ich frage Sie, Marlene Lindow«, sprach der Pfarrer weiter, »sind Sie hierhergekommen, um nach reiflicher Überlegung und aus freiem Entschluss mit Ihrem Bräutigam Herrn Doktor Maximilian von Weilert den Bund der Ehe zu schließen?«

Ja, sie hatte sich einen Mann wie Maximilian immer gewünscht. Sie vertraute ihm grenzenlos, sie konnte ihm alles sagen, und noch nie hatte er sie im Stich gelassen. Er hatte sie stets dazu ermutigt, Kinderärztin zu werden. Nächstelang hatte er mit ihr für die Prüfungen gebüffelt.

»Fräulein Lindow?«, fragte der Pfarrer nach und deutete auf die Schlange hinter ihnen, die mittlerweile bis zum Portal reichte.

Marlene atmete tief durch und nickte, obwohl sie immer sicherer wurde, dass heute nicht der richtige Tag zum Heiraten war. Wenn sie heute Ja sagte, fiel ihr Hochzeitstag auf den Einmarsch deutscher Truppen in Belgien, um Frankreich vom Norden her zu besetzen. Ihre Liebe würde für immer mit dem Beginn des Krieges verbunden sein.

Marlene ließ Maximilians Hand los. Sie wollte ihn ja heiraten, aber im Beisein ihrer Lieben in aller Ruhe und nicht als Verwaltungsakt mit Namensliste.

»Lene, was ist los?«, fragte Maximilian nervös.

Marlene stand wie versteinert da. »Ich möchte nicht heiraten, nur damit ich versorgt bin.« Es zerriss ihr das heftig pochende Herz, dass Maximilians Augen nun feucht wur-

den. »Du hast selbst gesagt, dass du Weihnachten zurück bist«, verteidigte sie ihren Entschluss mit bebender Stimme. »Dann können wir in aller Ruhe einen Termin für die Hochzeit finden.«

»Was ist denn jetzt?«, drängte der Pfarrer. »Wollen Sie nun heiraten oder nicht?«

Maximilian schaute bittend zu Marlene, die aber schüttelte den Kopf. »Lene, ich liebe ...«, wollte er wiederholen, aber die Stimme versagte ihm. Er wandte sich von ihr ab und wankte zum Ausgang.

Mit versteinerner Miene schaute Marlene ihm nach. Es fühlte sich an, als würde ihre Atmung aussetzen.

Erst als der Pfarrer sie lauter bat, für das nächste Brautpaar beiseitezutreten, kam sie aus ihrer Schockstarre wieder zu sich. »Warte, Max!«, rief sie, als er gerade durch das Portal nach draußen trat.

Marlene eilte ihm nach, aber als sie die Kirche verließ, sah sie, dass es auf der Straße noch voller geworden war. Zwischen geschwenkten Fahnen und fliegenden Hüten war Maximilian nicht mehr zu sehen, und Marlene wusste nicht einmal, von welchem Bahnhof aus er die Stadt heute Abend verlassen würde.

1

1. Juli 1918



Marlene schob ihr klappriges Fahrrad über den Hinterhof und durch den Tordurchgang des Vorderhauses. Ein warmer Sommerwind umwehte sie. Sie freute sich, wieder zurück im ruhigeren Weißensee zu sein, nachdem sie zwölf Semester Medizin an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität im lauten Berlin erfolgreich hinter sich gebracht hatte. Das Studium war hart und entbehrungsreich gewesen, nach Maximilians Einberufung vor allem einsam. Kurz erschien ihr sein kantiges, perfekt rasiertes Gesicht mit der markanten Nase. Sie erinnerte sich an seinen sehnsüchtigen Blick auf ihren Mund und daran, wie er den Duft ihrer Haare einsog. Sie fragte sich, wohin er in seinem Lazarettzug wohl gerade fahren mochte. Schon seit vier Jahren ratterte der D5 zwischen der Westfront und den Heimatlazaretten hin und her, nur Berlin streifte er nie. Sie seufzte leise. Sein letzter Heimaturlaub lag ein halbes Jahr zurück. Aber heute war kein Tag zum Traurigsein!

Marlene sog die frische Weißenseer Luft ein und bestieg ihr Rad. Als einzige Frau ihres Abschlussjahrgangs hatte sie eine Anstellung als Medizinalpraktikantin ergattert – nach langjähriger Ausbildung war dies der letzte große Schritt auf

dem Weg zur Kinderärztin. Heute begann an der Kinderklinik Weißensee das zwölfmonatige Praktikum, das mit der sogenannten Bestallung endete, die sie zur vollen Ausübung der Heilkunde berechtigte.

Sie fuhr los und hatte gerade die ersten Meter in der Langhansstraße hinter sich gebracht, als jemand ihr nachrief: »Fräulein Doktor! Fräulein Doktor Lindow, bitte warten Sie!«

Marlene stoppte und wandte sich der Postbotin zu, an der die Uniform der Reichspost schlotterte.

»Noch bin ich keine fertige Ärztin«, entgegnete Marlene mit einem Lächeln.

Die Postbotin, die ihre Briefe mit Vorliebe persönlich übergab, kam zu Marlene gelaufen. Sie hatte eine schwere Ledertasche umgehängt, auf deren Klappe das Posthorn der Reichspost eingestanzt war. »Ihre Schwester hat mir verraten, dass Sie bald die beste Kinderärztin in ganz Weißensee sein werden«, sagte sie und zeigte mit dem Daumen in Richtung Hinterhaus, wo sich die kleine Dachgeschosswohnung mit der rot-grün gestreiften Tapete befand, die Marlenes jüngere Schwester Emma mit ihrem Sohn bewohnte. Vor einer Woche war Marlene dort und nicht bei ihrem Verlobten untergekommen, weil Maximilian seine Weißenseer Wohnung seit Ausbruch des Krieges an Doktor Proskauer untervermietet hatte. Während des Heimaturlaubs trat der HNO-Spezialist ihm das Besucherzimmer ab.

»Sie haben einen Brief für mich?«, fragte Marlene aufgeregt. Feldpost wurde kostenlos und in Großstädten bis zu elfmal am Tag ausgetragen.

Die Postbotin nickte und drückte ihr den Umschlag in die Hand, damit er vom Sommerwind nicht fortgetragen

wurde. »Ich muss weiter, es ist gleich acht«, sagte die Frau noch. »Und grüßen Sie Ihre Schwester von mir.«

Marlene verstaute den Brief in ihrer Rocktasche. In ihrer ersten Pause würde sie ihn ganz in Ruhe lesen, jetzt musste sie sich ebenfalls ranhalten. »Ich grüße Emma, ja, danke«, versprach sie schon halb im Fahren und trat in die Pedale.

»Welche Verdachtsdiagnose haben Sie, Fräulein Lindow?«, sprach sie vorfreudig vor sich hin, während sie über die Berliner Allee radelte. Es war eine zu schöne Vorstellung, eines Tages von ärztlichen Kollegen nach ihrer Meinung gefragt zu werden. Beim Einbiegen in die Falkenberger Straße rammte sie ein rotes Automobil mit offenem Verdeck, dessen Fahrer erzürnt hupte.

Marlene beachtete ihn nicht weiter, sondern fuhr noch einmal schneller, sodass der Drahtesel unter ihr quietschte. Der Fahrtwind fuhr durch ihr kurzes, lockiges Haar, das Emma ihr erst gestern abgeschnitten hatte. Es bedeckte gerade so ihre Ohren und war zu einem Seitenscheitel frisiert, wie es in Berlin gerade Mode wurde.

Auf dem Gelände der Kinderklinik angekommen, schloss Marlene ihr Fahrrad am Klinikzaun an. Sie konnte den Mist aus dem klinikeigenen Kuhstall riechen, dessen gute Milch für die Genesung der kranken Kinder nicht hoch genug geschätzt werden konnte.

Marlene trat vor den Haupteingang und schaute an dem Gebäude hinauf. Sechs Jahre lag es zurück, dass sie unter den Augen der Kaiserin höchstpersönlich ihre Prüfung zur Kinderkrankenschwester bestanden hatte. Seitdem hatte sie die Klinik nicht wieder betreten. Von Emma wusste sie zwar, was hier vor sich gegangen war, aber keine der Angestellten hatte sie seither wiedergesehen. Dennoch fühlte es sich an, als

käme sie heim. Das imposante, moderne Haus mit seinen großen Doppelfenstern und den turmartigen Anbauten hatte sich nicht verändert. In Berlin war die öffentliche Gesundheitsversorgung inzwischen fast zusammengebrochen, weil die medizinischen Kapazitäten vor allem fürs Militär verwendet wurden. Die jüngeren Ärzte arbeiteten im Kriegsgebiet, nur die älteren waren noch an der Heimatfront tätig.

Marlenes Blick blieb am Mansardengeschoss hängen, wo die Elevationen untergebracht waren. Ihre Ausbildung war eine aufregende Zeit gewesen. Fast wirkte die Klinik auf sie, als wären ihr die letzten schwierigen Jahre erspart geblieben, weil sie immer noch so hübsch gepflegt aussah, als würde es hier an nichts fehlen.

Marlene straffte sich und betrat das Hauptgebäude. Heute begann ein neuer Lebensabschnitt für sie. Sie schätzte, dass ihr Puls fast bei hundert lag. Es war ein erhabenes Gefühl, bald ärztliche Verantwortung übernehmen zu dürfen. Sie war hungrig darauf, ihr theoretisches Wissen endlich anzuwenden. Bedächtigen Schrittes ging sie durch den hellen Korridor mit den zarten Blütenmalereien und hielt auf das Büro von Doktor Ritter zu, das sich linker Hand vom Eingang befand. Zwei Rotkreuzschwestern kamen ihr entgegen und beschauten sie verstohlen, beide kannte sie nicht. Viele Rotkreuzschwestern ihres Jahrgangs waren in Lazarette befohlen worden, Marie-Luise Fischer und Traudl, mit denen sie damals oft aneinandergeraten war, hatten wohl zuletzt Verwundete von der Ostfront versorgt. Clarissa, Emmas einstige Bettnachbarin mit den hübschen Sommersprossen, hatte ein Jahr nach dem Ende der Ausbildung einen Offizier geheiratet. Hoffentlich, dachte Marlene dann, hatte der Krieg sie nicht zur Witwe gemacht.

Doktor Ritter öffnete seine Bürotür. »Fräulein Lindow«, begrüßte er sie und deutete in den Raum hinter sich. Er war der Ärztliche Direktor der Klinik, viel gerühmter Mediziner und souveräner Arzt im Umgang mit seinen Patienten. Noch immer trug er dieselbe Brille mit den dicken Brillengläsern. Er rief über den Korridor: »Oberschwester Walburga, wo bleibt Oberarzt Buttermilch zur Begrüßung der neuen Kollegin? Und Konsiliarius Proskauer? Ich hatte beide zu acht Uhr einbestellt!« Bestimmt war er bis zum Speiseraum der Schwestern zu hören.

»Beide lassen sich entschuldigen«, hörte Marlene Oberschwester Walburga antworten, von der sie aus Emmas Erzählungen wusste, dass sie die Schwester von Oberarzt Buttermilch und bereits im jugendlichen Alter dem Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz beigetreten war.

Schade, dass die Kollegen zu beschäftigt sind, dachte Marlene, sie hatte sich schon ein paar Sätze für sie zurechtgelegt. Sie wollte ihre Freude darüber bekunden, mit solch erfahrenen Kinderärzten zusammenarbeiten zu dürfen. Ihren besonderen Dank wollte sie Doktor Ritter aussprechen, der sie als Medizinalpraktikantin ausgewählt hatte.

Marlene nahm am Besprechungstisch Platz. »Ich freue mich sehr, hier zu sein«, betonte sie, klang aber vor Aufregung weniger souverän, als ihr lieb war. Ihr Blick fiel auf die überlebensgroße Büste von Hippokrates, der alles im Raum zu verfolgen schien. Nach Abschluss ihres Praktikums wollte sie so bald wie möglich den hippokratischen Eid ablegen, ein Akt im Rahmen der Bestallung.

»Die Kommune Weißensee und der Bürgermeister haben alles dafür getan, dass die Kinderklinik nicht in ein Lazarett umgewandelt wird«, erklärte Doktor Ritter auf dem

Weg zum Schrank neben dem Schreibtisch. »Ein Schicksal, das vielen anderen Krankenhäusern nicht erspart blieb.« Er kam mit einem gefalteten Kleidungsstück zurück und überreichte es Marlene. Er war kein Mann großer Worte.

Marlene entfaltete das reinweiße Stück und strich ehrfürchtig darüber. Der feste Stoff war schwer wie Loden. »Mein erster Arztkittel«, sagte sie angetan. »Vielen Dank.«

»Vielleicht noch etwas breit. Die Schneiderei hat sich noch nicht auf Ärztinnen eingestellt«, bemerkte Doktor Ritter.

Marlene zog sich den Kittel über und knöpfte ihn vorne an der Leiste zu. Die Länge war perfekt, weil sie kaum kleiner als die meisten Männer war, aber von der Breite passte sie nun wirklich zweimal hinein. Sie überlegte, sich einen ebenfalls reinweißen Gürtel zu besorgen, mit dem sie den Kittel an der Hüfte enger schnüren könnte, um besser darin laufen zu können. Bei Notfällen wollte sie sofort zur Stelle sein.

Im Folgenden ging der Ärztliche Direktor die Ziele ihres Praktikums durch und die Entwicklungsschritte, die er in den kommenden zwölf Monaten von ihr erwartete. Bisher kannte sie alles nur als Theorie aus Dutzenden Lehrbüchern. Fortan würde sie die komplexe Organisation der Patientenversorgung in Zusammenarbeit mit ärztlichem und nicht-ärztlichem Personal ganz praktisch lernen, an Bereitschafts- und Sonntagsdiensten den diensthabenden Arzt begleiten und außerdem an Fallbesprechungen und arzneitherapeutischen Konferenzen teilnehmen. Die ersten Operationsassistenten standen bereits im ersten Praktikumsmonat an. Am Ende des Gesprächs hatte Marlene noch einen ganzen Stapel an Formularen zu unterschreiben.

»Und nun zeige ich Ihnen Ihr Büro zwei Türen weiter.« Doktor Ritter erhob sich. »Die meisten Arztstellen konnten

noch nicht wieder besetzt werden. Sie haben also ein ganzes Büro für sich alleine, Fräulein Lindow.«

Marlene ließ sich in einen Raum führen, der sie mit dem feinen Ledersofa, dem Bücherregal voller dicker Fachbücher und dem vornehmen Schreibtisch neben dem Fenster an Maximilians Büro erinnerte. Dort hatten sie und ihr Verlobter das erste Mal zusammen Walzer getanzt, es war der Beginn ihrer Liebe gewesen. Früher hatte Doktor Levy in diesem Büro gearbeitet.

»Für die tägliche Visite finden Sie sich bitte um halb neun oben auf der Krankenetage ein«, bat er. »Sie wissen noch, wo das ist?«

Marlene nickte vorfreudig auf ihre erste Visite als angehende Ärztin. Dieses Mal würde sie nicht die Handreichungen einer Lernschwester machen, sondern fachlich assistieren.

»Bis zur Visite können Sie schon einmal die Krankenakten studieren«, empfahl der Ärztliche Direktor noch und zeigte auf einen Aktenstapel auf ihrem Schreibtisch. »Und, Fräulein Lindow ...«, fügte er noch hinzu, als Marlene gerade schon nach der oben liegenden Krankenakte greifen wollte. »Schön, dass Sie zurück sind.« Er klang fast ein wenig gerührt.

»Danke für diese Chance.« Marlene lächelte ihn breit an. »Ich werde Sie nicht enttäuschen. Aber waren Sie an Ihrem ersten Tag als Praktikant auch so aufgereggt? Ich meine ja nur, weil Ärzte eine so große Verantwortung tragen«, kam es ihr unvermittelt über die Lippen. Wem, wenn nicht ihm gegenüber konnte sie ehrlich sein. Er hatte ihr schon im Vorgespräch angeboten, ihr Mentor zu sein.

Die Hand bereits auf der Klinke, hielt Doktor Ritter noch einmal inne. Erst nach einem längeren Zögern wandte

er sich noch einmal um. »An meinem ersten Tag als Medizinalpraktikant war ich auch aufgeregt, ja, das ist wohl normal.« Er nickte ihr aufmunternd zu. Mit einem Blick auf ihren Verlobungsring sagte er: »Und denken Sie daran, Ihren Schmuck bei der Arbeit abzulegen, der ist bei Untersuchungen und Operationen nur hinderlich.« Dann verließ er das Büro.

Marlene betrachtete ihren Ring versunken und wartete, bis Doktor Ritters Schritte auf dem Korridor verklungen waren, bevor sie ihn in die Schublade legte. Erst danach fiel ihr der bunte Strauß Dahlien auf dem Fensterbrett auf. Sie zog eine Karte daraus hervor, auf der geschrieben stand:

*Für Lene, alles Liebe und gutes Gelingen. In meinen Träumen
bin ich bei dir.
Dein Emmalein*

»Danke, Schwesterherz«, sagte Marlene bewegt. Emma hatte es sehr leid getan, dass sie noch bis Mittwoch Nachtdienst hatte. Zu gerne hätte sie Marlene in der Kinderklinik willkommen heißen.

Marlene setzte sich hinter den Schreibtisch, zog die zuoberst liegende Akte vom Stapel und schlug sie auf. Sie gehörte zu einer Patientin mit Skabies, im Volksmund auch Krätze oder Räude genannt.

Es klopfte, die Bürotür wurde geöffnet und eine Schwester stürmte herein. »Fräulein Lindow, Doktor Ritter bittet Sie, umgehend in das Untersuchungszimmer zu kommen. Es gibt einen Notfall!«

Marlene sprang sofort auf, stürmte über den Korridor und vorbei am Pförtnerzimmer.

»Fräulein Marlene!«, rief der Pförtner Willy Pinke von hinter seinem Tresen her. »Endlich sind Sie wieder da!« Er senkte seine Stimme: »Der Jacki wird sich kugeln vor Freude, wenn er Sie sieht.«

Marlene schenkte dem Pförtner im Vorbeieilen ein Lächeln. Willy Pinke war eine Institution an der Kinderklinik und ein Grund, warum sie sich einst so schnell willkommen gefühlt hatte. »Ich freue mich auch«, rief sie ihm noch zu.

Dann wollte sie das Untersuchungszimmer betreten, wurde aber von einer Frau gebremst, die die Oberschwester sein musste, so bestimmt, wie sie auftrat. »Lassen Sie mich durch!«, forderte Walburga Buttermilch und schritt an die Untersuchungsliege. Marlene folgte gemäßigten Schrittes.

Die Doktoren Ritter und Buttermilch waren über ein Mädchen auf der Untersuchungsliege gebeugt, zwei Rotkreuzschwestern standen ihnen gegenüber. Eine dritte Schwester war dabei, einen Herrn am Eingang des Untersuchungsziimmers zu beruhigen.

»Was ist mit Frieda?«, drängte er zu wissen. In seinem engen Anzug und mit dem vornehmen Strohhut, den ein dunkelblaues Satinband zierte, kam er Marlene seltsam bekannt vor. Er trug Fassonschnitt und Menjoubärtchen, ein schmaler Schnauzer wie mit dem Stift gezogen. Sie hatte nie einen gepflegteren, modischeren Herrn gesehen, erst recht nicht in diesen Jahren des Mangels. Maximilian kleidete sich deutlich traditioneller.

»Wie schlimm hat sich meine Tochter bei dem Sturz verletzt?«, fragte er und schaute zwischen den Doktoren hin und her.

»Wir werden Frieda jetzt erst einmal genau untersu-

chen, danach wissen wir mehr«, erklärte Doktor Ritter in ruhigem Ton.

»Und jetzt verlassen Sie bitte das Untersuchungszimmer. Wir müssen uns konzentrieren!«, verlangte Oberarzt Buttermilch und bedeutete der Oberschwester, sich um das Ärgernis zu kümmern. Noch bevor er selbst sich wieder auf die Notfallpatientin konzentrierte, erblickte er Marlene.

Fast meinte sie, er bräuchte etwas, sie mit ihrer neuen kurzen Lockenfrisur zu erkennen. Früher war er stets mit erhobenem Haupt und maßgeschneidertem Arztkittel über die Korridore der Klinik stolz. Nur zu gerne hatte er sich von den Elevelinnen die Türen aufhalten lassen, wie Untertanen es für ihren König taten.

Marlene wollte Oberarzt Buttermilch gerade höflich zunicken, als der sich abrupt von ihr abwandte und wieder über die Patientin beugte. Im nächsten Augenblick hatte auch Marlene nur noch Augen für das etwa sechsjährige Mädchen, das offensichtlich Herz-Kreislauf-Probleme hatte. Es wirkte erschöpft, seine Augenlider flatterten, als drohte es, jeden Moment ohnmächtig zu werden. Im Hintergrund sprach die Oberschwester auf den Vater des Kindes ein und schob ihn schließlich vor die Tür.

»Die Herzfrequenz ist verlangsamt, der Blutdruck fällt ab«, kommentierte Doktor Ritter seine Untersuchung. »Was berichtet der Vater über den Unfallhergang?« Er schaute die Schwestern an.

»Beim Üben einer Radwende als Abgang vom Schwebebalken habe das Mädchen das Gleichgewicht verloren und sei mit Schwung auf den Rücken gestürzt«, berichtete eine der drei pflichtbewusst. »Frieda ist Mitglied im Weißenseer Turnverein«, fügte die andere noch an.

Ist das Schwester Vera?, durchfuhr es Marlene. Die Zigaretten rauchende Stationsschwester der HNO von früher? Marlene war unsicher, denn Vera zeigte keine Anzeichen von Wiedersehensfreude. Vielleicht war sie aber nur ganz auf den Notfall konzentriert.

»Ja, Turnen«, murmelte das Mädchen mit den blonden Zöpfen und lächelte schläfrig wie bei einem schönen Traum. »Wenn ich groß bin, will ich ...«, sie atmete langsam, ihre Worte klangen wie mit Luft gefüllt, »... will ich Kreismeisterin der Unter-Zehnjährigen werden. Und mein Papa sagt, dass nach dem Krieg Balkenturnen vielleicht auch bei Olympia geturnt werden darf.«

Marlene erinnerte sich daran, dass die Olympischen Sommerspiele 1916 in Berlin hatten ausgetragen werden sollen, aber wegen des Krieges abgesagt wurden.

Doktor Ritter winkte Marlene an das Kopfende der Untersuchungsliege. »Wo hast du Schmerzen, Frieda?«

Die Frau, die Marlene für Stationsschwester Vera hielt, nahm kurz die Hand der kleinen Patientin und prüfte die Venen. Marlene fiel auf, dass Friedas Venen gut sichtbar waren, vermutlich auch mehr als normal mit Blut gefüllt. Ein Hinweis auf eine Gefäßerweiterung.

»Ich habe keine Schmerzen, nur schwindelig ist mir«, antwortete das Mädchen, das einen knielangen hellblauen Turnanzug trug mit Rüschen an den Armen und dem Wapen des Weißenseer Turnvereins auf der Brust. »Aber meine Beine kann ich nicht mehr bewegen.«

Die Doktoren warfen sich einen alarmierten Blick zu, der nichts Gutes verhieß. Im Folgenden beobachtete Marlene sehr genau, wie Oberarzt Buttermilch die Reflexe und Berührungsempfindlichkeiten prüfte. Im Gegensatz zu Doktor Rit-

ter wirkte er nervös, als befürchte er, dass das Kind jeden Moment unter seinen Händen verstarb. Danach lagerten die Schwestern die Beine des Mädchens auf ein Kissen. Das war notwendig, damit sich ihr Kreislauf wieder stabilisieren konnte.

Nachdem Marlene eine Weile etwas hilflos herumgestanden hatte, entschied sie sich, den Hautkontakt zu übernehmen. Streicheln, das wusste sie noch aus ihrer Ausbildung zur Krankenschwester, beruhigte die kleinen Patienten. Frieda hatte warme Hände und rosige Fingerspitzen, weitere Hinweise auf eine Gefäßerweiterung, die sich in Herz-Kreislauf-Beschwerden äußerten.

»Wir müssen sie sofort röntgen und zeitnah ein blutdrucksteigerndes Mittel spritzen«, wies Doktor Ritter an. »Ich vermute, dass sie ein Wirbelsäulentrauma mit Verletzung des Rückenmarks erlitten hat und sich nun im Zustand eines Rückenmarksschocks befindet.«

Marlene zuckte zusammen. Das Rückenmark des kleinen Mädchens war verletzt? Bei einer Rückenmarksverletzung wurden die Nerven im Mark durchtrennt, was sämtliche Funktionen und Organe unterhalb des geschädigten Wirbelsegmentes lahmlegte und Lähmungen verursachte. Ob diese ganz oder nur teilweise erhalten blieben, war erst auszumachen, wenn der Rückenmarksschock nachließ. Das konnte Tage oder Wochen dauern. Die große Mehrheit der Betroffenen verstarb vor dem Ende des Schocks an multiplem Organversagen.

Oberarzt Buttermilch und Oberschwester Walburga platzierten das mobile Röntgengerät über der Patientin und drängten Marlene dafür zur Seite. Marlene sollte dem Mädchen Suprarenin intravenös spritzen. Plötzlich zitterten ihre

Hände vor Aufregung so sehr, dass die Oberschwester ihr die Spritze aus den Händen nahm und sie ihrem Bruder hinhielt.

Marlene versuchte, sich ganz auf die Patientin zu konzentrieren, und fragte diese mit möglichst ruhiger Stimme: »Was ist denn so schön am Balkenturnen?«, um Frieda von der Untersuchung und der Abwesenheit ihres Vaters abzulenken. Eine Ärztin durfte nicht zögern, nicht zittern oder Angst haben.

Frieda öffnete ihre Augen. »Meine Mama war auch Balkenturnerin, und wenn ich turne, dann schaut sie vom Himmel zu mir herab.«

Frieda hatte auch keine Mutter mehr? Marlene wurde die Kehle eng, und sie schaute kurz zur Tür, wo die aufgeregte Stimme von Friedas Vater zu hören war. »Und du kannst wirklich ohne Festhalten über den schmalen Balken laufen?«, fragte sie das Mädchen. Der Blitz des Röntgenapparats zischte durch den Raum.

Frieda drehte ihren Kopf zu Marlene und nickte mehrmals, das blutdrucksteigernde Medikament zeigte also Wirkung, und das Mädchen verstarb nicht direkt unter ihren Händen.

Marlene atmete erleichtert auf, als Oberarzt Buttermilch die Ergebnisse des Röntgens zusammenfasste: »Der BWK 7 ist nur an- und nicht gebrochen und auch nicht gesplittert. Er wächst von allein wieder zusammen. Das obere Halsmark ist ebenfalls nicht verletzt.«

Weil die Doktoren nicht von Knochensplittern oder anderen Fremdkörpern sprachen, die womöglich in das Rückenmark hineinstachen, folgerte Marlene, dass Frieda beim Sturz eine Prellung des Rückenmarks erlitten hatte.

Doktor Ritter formulierte es etwas komplizierter: »Wir haben es mit einer Kontusion des Rückenmarks im Bereich des BWK 7 zu tun.« Während des Studiums hatte Marlene einen einzigen Fall mit einer Rückenmarksprellung erlebt. Allerdings war damals nicht der BWK 7, der siebte Brustwirbelkörper, betroffen gewesen, sondern einer der Halswirbel. Professor Czerny, Leiter der Kinderklinik der Charité, hatte den kleinen Patienten nicht retten können. Der Junge war nach kurzer Zeit an den Folgen der Lähmung verstorben. Eine Prellung war weniger schlimm als eine Durchtrennung des Rückenmarks, bedeutete in vielen Fällen jedoch trotzdem den Tod.

»Wann kann ich meine Beine wieder bewegen?«, fragte Frieda und schaute Marlene aus rot geränderten Augen an. »Ich will die Radwende weiter üben.« Kraftlos zeigte sie auf das Vereinswappen des Weißenseer Turnvereins auf ihrer Brust.

Marlene schaute hilflos zu Doktor Ritter. Wie man Patienten fatale Diagnosen überbrachte, war ihr im Studium nicht beigebracht worden. Sie sehnte Emma an ihre Seite, die jetzt bestimmt wüsste, wie mit Frieda zu sprechen war.

Oberarzt Buttermilch übergang die Frage der Patientin und wandte sich stattdessen an Schwester Vera Allenhausen. Deren Haut war vom Rauchen gelblich verfärbt und großporig – wie früher.

»Die Patientin muss unbedingt ruhig und stabil liegen und braucht eine Drainage für den Urin- und Kotabgang!«, wies Doktor Buttermilch an, er klang nach wie vor aufgeregt. »Außerdem benötigt sie eiweißreiche Ernährung wegen der Störung des Eiweißstoffwechsels – notfalls über eine Sonde verabreicht – und extra Vitamine A, B, C und E.«

»Tägliche Einläufe?«, versicherte sich Stationsschwester Vera.

Buttermilch nickte mehrmals auf die Frage nach den Einläufen. »Das Kind kommt in das Ruhezimmer auf der Chirurgie. Und legen Sie sie auf die weichste Matratze, die Sie finden können. Neben das Bett stellen Sie eine Glocke für den Notruf.« Der Oberarzt nickte auch seiner Schwester, der Oberschwester, zu, wohl, damit sie die Umsetzung der Maßnahmen überwachte.

»Wir können jetzt nur abwarten, Frieda«, erklärte Doktor Ritter, während Marlene der Patientin gedankenversunken die Wange streichelte. Die Behandlung einer Rückenmarksverletzung zielte nicht auf die Verbesserung des Zustandes ab, sondern lediglich auf ein Erträglich-Machen bis zum Eintritt des ... Marlene vermied es, das T-Wort auch nur zu denken. Die kleine Turnerin durfte nicht sterben!

Nachdem Frieda auf das Ruhezimmer der Chirurgischen Station gebracht worden war, ging Marlene zurück in ihr Büro, um sich weiter in die Krankenakten zu vertiefen.

Sie las Seite für Seite, aber ihre Gedanken kehrten doch immer wieder zu der schwer verletzten Turnerin zurück. Vielleicht wegen der Verletzlichkeit von Kindern war die Pädiatrie wohl eine der herausforderndsten medizinischen Fachrichtungen. Unbewusst fuhr ihre Hand an der Stelle über den Arztkittel, wo sie in ihrer Rocktasche Maximilians jüngsten Brief aufbewahrte.

»Die Klinik braucht dich, Max, und ich brauche dich noch mehr«, flüsterte sie. Sie war sehr stolz auf ihn. Hier in Weißensee hatte er viele Kinder heilen können, und im Lazarettzug meisterte er tagein, tagaus den anspruchsvollen

Beruf des Kriegsarztes. Er war einer der begabtesten Ärzte, dessen war sie sich sicher, aber vor allem war er ein warmerherziger, leidenschaftlicher Mensch, der sich für andere einsetzte.

Sie hielt es nicht länger aus, holte endlich den Brief hervor und setzte sich auf das vornehme Ledersofa, das jedem großbürgerlichen Salon zur Ehre gereicht hätte.

Im nächsten Moment klopfte es erneut. Sofort steckte Marlene ihre Privatangelegenheit in die Rocktasche zurück, erhob sich und strich sich den Arztkittel glatt. »Herein?«

Hanny Polsfuß betrat das Büro, gefolgt von zehn Elevinnen, eine ordentlich hinter der anderen. Nicht nur ihr strenges Regiment, sondern auch ihr Äußeres schien sich nicht im Geringsten verändert zu haben. Die zierliche Oberin trug ihr stahlgraues Haar unter der Rotkreuzhaube streng mit Mittelscheitel zurückgenommen. Ihr schwarzes Gewand verlieh ihr eine besondere Würde.

»Fräulein Lindow, ich dachte, dass ich unsere neuen Elevinnen auch mit Ihnen bekannt mache!«, sagte die Oberin.

»Natürlich, das ist sehr nett von Ihnen«, entgegnete Marlene höflich und war gleichzeitig davon überzeugt, dass die neuen Elevinnen es unter der strengen Rotkreuzoberin gewiss nicht leicht haben würden. Besonders war ihr in Erinnerung geblieben, wie schockiert Hanny Polsfuß gewesen war, als mitten in der Ausbildung herauskam, dass ihre Mitschwester Heidemarie schwanger war. Von einer Schande hatte sie gesprochen, dass eine Schwangere als Pflegekraft arbeitete – in einem Beruf also, der auch körperlich anstrengend war – und damit das Wohl des Ungeborenen jeden Tag aufs Neue gefährdete. Auch Emma hatte nach der Entde-

ckung ihrer Schwangerschaft das Gespräch mit der Oberin gesucht und die Klinik verlassen müssen.

Anstatt Marlene wie früher zu maßregeln oder ihre Frisur und den Sitz der Dienstbrosche zu prüfen, berichtete die Oberin den Schwesternschülerinnen von Marlenes medizinischem Werdegang. Aber die meisten Elevinnen schienen nicht so recht zu wissen, was sie von einer Frau als Ärztin halten sollten.

Marlene gab den jungen Damen für ihr Ausbildungsjahr noch einen Tipp mit, der ihr damals auch geholfen hatte: »Zögern Sie nie zu helfen, zu beruhigen oder einfach nur aufmerksam zu sein. Es sei denn, der verantwortliche Arzt oder eine ermächtigte Schwester weist Sie anders an.«

Nach einem bestätigenden Nicken führte Oberin Polsfuß die Elevinnen aus Marlenes Büro und kündigte an, den Rundgang im Kuhstall und in der Nahrungsbereitungsanstalt fortzusetzen. Auch dort arbeiteten inzwischen vor allem Frauen, weil jeder gesunde Mann im Krieg gebraucht wurde.

Den Rest ihres ersten Arbeitstages verbrachte Marlene an der Seite von Doktor Ritter, der sich die Zeit nahm, ihr die technische Ausstattung des Operationssaales zu erklären und ihr einen Überblick über die Patienten auf der Chirurgie zu geben. Dabei verhielt er sich distanzierter als noch am Morgen. Ob er wegen ihres Verhaltens vorhin beim Spritzen enttäuscht war? Jedenfalls fiel die Mittagspause, in der sie Maximilians Brief hatte lesen wollen, aus.

Als Marlene ihren Arztkittel bei Dienstende ablegte, fühlte er sich schwerer an als noch am Morgen. Sie vergaß nicht, sich ihren Verlobungsring wieder anzustecken, ohne ihn hatte ihr tagsüber etwas gefehlt. Sie verließ die Kinder-

klinik so spät am Abend, dass sich sogar der Pförtner schon in seine Stube zurückgezogen hatte. Sie würde ihren Antrittsbesuch bei Willy Pinke am Folgetag machen.

Anstatt zurück in die Langhansstraße zu radeln, fuhr Marlene zum Weißen See. Die Sonne war schon untergegangen, und das Wasser schimmerte schwarz-gelb im Licht des Mondes. Nur noch wenige Menschen waren unterwegs. Drüben am Schloss, wo Soldaten in einem Lazarett untergebracht waren, waren Stimmen und Gesang zu hören. Marlene lehnte ihr Fahrrad gegen eine Bank, hinter der ein Holunderbusch prächtig weiß blühte. Auf der gegenüberliegenden Seeseite stand das *Milchhäuschen*. Sie nahm Platz und holte Maximilians Brief zum zweiten Mal an diesem Tag hervor.

Viele Frauen bekamen über die Feldpost von Kameraden ihres Mannes oder über Vorgesetzte Todesnachrichten übermittelt. Maximilian war in seinem Preußischen Lazarettzug D5 eigentlich in Sicherheit, in guter Entfernung zur Front, so hoffte sie. Ihr Herz schlug schneller, als sie das Papier entfaltete. Sie roch daran, um das letzte bisschen Duft ihres Verlobten aufzusaugen, das noch in dem Brief steckte.

Während sie seine Zeilen las, meinte sie, seine Stimme zu hören:

Meine Lene,

keine Stunde vergeht, in der ich nicht an dich denke und unser nächstes Wiedersehen herbeisehne. Gerade sind wir vom Lazarett aus Châtillon losgefahren, der Zug ist voll belegt. Ich bin gesund, nur etwas müde. Bitte mache dir keine Sorgen um mich. Wenn dich meine Zeilen erreichen, hast du

dein ersehntes Praktikum in Weißensee vielleicht schon angetreten. Ich bin überzeugt, dass du sie alle begeistern wirst – wie damals, als du als Elevin an die Klinik kamst. Ich fühle mich überglücklich, das frechste, charmanteste und klügste Mädchen aus ganz Preußen lieben zu dürfen.

Marlene schaute auf und auf den glitzernden See. Es erleichterte sie zu wissen, dass es Maximilian den Umständen entsprechend gut ging und dass er sie immer noch nicht vergessen hatte. Das Papier, sein Papier, schien in ihren Händen zu glühen, und sie meinte, seine Fingerspitzen an den ihren zu spüren. Begierig las sie weiter:

Letzte Nacht träumte ich, ich wäre im Gesellschaftshaus in der Parkstraße und wir würden Tango miteinander tanzen. Ich konnte deine Arme, ja deinen ganzen Körper spüren, jeden Muskel, jede Reaktion auf die kleinste meiner Bewegungen, wie bei unserem letzten gemeinsamen Tanz. Als ich dann aufwachte, fühlte es sich an, als würde ich auf der anderen Seite des Erdballs leben.

Sie hatten nie wieder über den Tag des Kriegsausbruchs gesprochen, weder über ihre Absage vor dem Altar noch über seinen Aufbruch ohne Abschied. Nachdem sie damals vor der Kirche mehrmals laut nach ihm gerufen, aber keine Antwort bekommen hatte, hatte sie erfolglos Berlins Bahnhöfe nach ihm abgesucht. Viele schlaflose Nächte waren die Folge gewesen, bis sechs Wochen später ein erster Brief von ihm eintraf. Aber anstatt sie endgültig zurückzuweisen, hatte er ihr geschrieben, dass er sie vermisste. Vor Erleichterung war ihr beinahe das Herz aus der Brust gesprungen. Auch bei sei-

nen Heimaturlauben redeten sie nie über diesen Tag und genossen stattdessen die körperliche Nähe. Mal beim Tango tanzen, mal auf dem Sofa, wo sie sich, eng aneinandergeschmiegt, am jeweils anderen festhielten. Die Zeit war zu kostbar für Dissonanzen, auch wenn sie spürte, dass ihr *Nein* in Sankt Josef etwas zwischen ihnen verändert hatte. Davor hatten sie nie gezögert, ihre Probleme miteinander zu besprechen, hatten nichts aufgeschoben. Aber die Zeit vor dem Krieg schien ihr heute wie aus einem anderen Leben. Wie die meisten Deutschen hatten sie geglaubt, dass der Krieg nur wenige Monate dauern würde. Inzwischen waren sie im vierten Kriegsjahr, das vierte Jahr, in dem sie Maximilian nur wenige Tage sah. Heute würde Marlene laut Ja rufen, wenn sie erneut mit ihm vor dem Altar stünde. Sie wäre ein Esel, ihn jemals wieder loszulassen. Sie wollte mit ihm zusammenwohnen, ihn lieben mit jeder Faser ihres Körpers, ihn nie wieder enttäuschen. Jeden Tag wissen, dass er lebte und es ihm gut ging.

Ich schicke dir ein Bild mit, das mich vor dem Lazarettzug zeigt. Mir geht es besser als den meisten hier.

Du bist meine Belohnung für alle Entbehrungen.

Bleib mir ergeben, bis wir uns wiedersehen.

Bitte grüß auch Emma und Theodor von mir.

Dein Max

Marlene schaute sich die Fotografie sehr genau an. Der Lazarettzug war deutlich an dem roten Kreuz auf weißem Untergrund zu erkennen, das außen an jedem Wagen prangte. Der D5, das wusste Marlene aus Maximilians vorherigen Briefen,

war ein sehr moderner Lazarettzug, in dem während der Fahrt operiert werden konnte. Maximilian hatte sich im zweiten Kriegsjahr persönlich dafür eingesetzt, dass auch eine kleine Bibliothek, ein tragbares Harmonium für Gottesdienste und ein Grammophon angeschafft wurden.

Auf der Fotografie stand er neben Begleitoffizier Triemer, den Betriebseisenbahnern und umringt von Rotkreuzschwestern, wie Marlene durch seine handschriftliche Notiz auf der Rückseite erfuhr. Er sah etwas mager aus, und seine Augen wirkten klein und müde. Zuletzt hatte es im *Tageblatt* geheißt, dass die deutschen Truppen erschöpft seien und Urlaub unbedingt nötig hätten. Die Westfront war das bedeutendste, verlustreichste Schlachtfeld des Großen Krieges, hier hatten die längsten Kämpfe stattgefunden.

Marlene nahm sich vor, ihm im Antwortbrief eine besondere *Liebesgabe* beizulegen, vielleicht etwas selbst Gehäkeltes, woran er sich wärmen konnte, wenn es kalt wurde, und Fisch aus der Konserve, weil er so mager aussah. Fischkonserven hielten sich lange und waren gut zu versenden.

Marlene küsste die Fotografie und träumte von ihrer nächsten Begegnung, obwohl Maximilian ein baldiges Wiedersehen in seinem Brief mit keinem Wort erwähnt hatte. Was gäbe sie für einen einzigen Tag Heimaturlaub!

2

4. Juli 1918



Als Emma die Augen öffnete, dämmerte es gerade. An ihre rechte Seite geschmiegt lag Theodor, links neben ihr schlief Marlene. Unter dem Kopfkissen ihrer Schwester lugte ein Buch über Rückenmarksverletzungen hervor, über dem Marlene am Vorabend eingeschlafen sein musste. Emma lächelte beim Anblick ihrer kleinen Familie und fuhr Theodor sanft durch das flaumige Haar. Ihr Junge hatte im Frühjahr einen richtigen Wachstumsschub gemacht, was gut war, denn ab September sollte er die erste Klasse der Weißenseer Volksschule besuchen.

Sie schob sich aus dem Bett und verließ die Schlafstube auf Zehenspitzen. In der kleinen, schmalen Küche wusch sie sich über der Waschschüssel, während die erste Helligkeit des Tages durch das Fenster hereinflie. Dann setzte sie Wasser für das Frühstück auf, ging zur Vorratskammer und holte die Schale mit Quark, für den sie zuletzt drei Stunden angestanden hatte. Sie kratzte den Rest Quark gründlich zusammen.

Theodor war ganz verrückt nach Milchprodukten. Vielleicht das Erbe seines Vaters, dachte sie und trat an das Küchenfenster, das einen einzigartigen Blick über die Dächer von Weißensee bot. Seit Monaten schon hatte Emma nicht

mehr an Tomasz gedacht. Einst hatte sie sich in ihn verliebt, als sie als Elevin an der Kinderklinik angefangen und er als Melker im klinikeigenen Kuhstall gearbeitet hatte. Als sie herausfand, dass er fremdging, hatte sie sich von ihm getrennt. Erst Wochen danach hatte sie ihre Schwangerschaft bemerkt. Sie verstand nach wie vor nicht, warum Tomasz sich nicht für seinen rührend braven wie herzensguten Sohn interessierte. Mit keinem Wort hatte er auf ihren Brief reagiert, in dem sie ihm einst von ihrer Schwangerschaft und der Not geschrieben hatte, die sie als ledige Mutter erwarten würde. Wenigstens finanziell hätte Tomasz sie unterstützen können. Emmas Blick verfinsterte sich. Sie hatte hart dafür gekämpft, als junge Mutter in den Stürmen des Lebens nicht unterzugehen. Die Wohnung hatte sie nur deswegen bekommen, weil Maximilian für sie gebürgt hatte. Das Geld von Walter Schmittke war schnell aufgebraucht gewesen, sodass sie sich trotz diverser Reinigungsarbeiten mit dem schlafenden Säugling auf dem Rücken ein paarmal sogar bei der Armenspeisung hatte anstellen müssen. Im ersten Jahr hatte Emma sich noch einen Vater zu ihrem Kind gewünscht. Das Leben als unverheiratete, alleinerziehende Frau war nicht nur wegen der Geldnot schwierig gewesen. Mit Blicken und Worten geächtet, hatte sie sich zeitweise wie eine Aussätzige gefühlt. Erst die Zusatzausbildung zur staatlich anerkannten Kinderkrankenschwester hatte die Wende gebracht. Sie hatte mit der Ausbildung begonnen, nachdem sie Theodor abgestellt hatte. Die neue Herausforderung hatte ihr Selbstbewusstsein gestärkt, und die Anfeindungen waren immer öfter an ihr abgeprallt. Mit der erneuten Anstellung an der Kinderklinik hatte sie es geschafft. Ihr Lohn reichte gerade so, um mit Theodor über die Runden zu kommen.

Emma begann, Kaffeepulver aus Kartoffeln in zwei Tassen zu löffeln. Kartoffeln waren das Lebensmittel der Kriegsjahre, als Kaffee, als Brei oder als Brot aus den Schalen, das sehr schnell zu schimmeln begann. Seitdem die Engländer die Nordsee blockierten, kamen nicht mehr genug Nahrungs- und vor allem Düngemittel ins Land. Die Ernten fielen mickrig aus. Seit zwei Jahren hatten sie kein Weizenbrot mehr gegessen.

Wie jeden Morgen ging Emma in Gedanken ihren Tag durch. Ihr Dienst begann um halb sieben, spätestens um Viertel nach sechs musste sie das Haus verlassen. Um Theodor würde sich heute wieder Frau Scharinski kümmern, die Nachbarin im ersten Stock des Mietshauses. In der Langhansstraße war die Frau für alle Kinder einfach nur Oma Schari.

»Mami?« Theodor stand in der Tür und rieb sich die müden Augen. Das dunkelblonde seidenglatte Haar stand ihm zerzaust vom Kopf ab. »Ich habe Hunger«, sagte er verschlafen.

Ich auch, dachte sie. In mancher Nacht träumte sie von der guten Weißenseer Ochsenschwanzsuppe oder von Klappstullen mit Schweizer Käse und davon, selbst einmal wieder Quark zu essen.

Emma half ihrem Sohn auf den Stuhl am Küchentisch, weil er noch etwas desorientiert wirkte. Zum Frühstück gab es Haferbrei für alle, Kartoffelkaffee für die Erwachsenen, Milch und einen Löffel Quark für Theodor.

»Mami, wann kommt Onkel Max endlich heim?«, fragte Theodor kauend. Er kannte seinen Onkel von dessen Heimaturlauben.

»Das weiß ich nicht«, gestand Emma offen.

»Ich möchte wieder mit ihm zu den Affen«, sagte der Junge. Während des letzten Heimaturlaubs waren Marlene und Maximilian mit Theodor einen ganzen Nachmittag im Zoologischen Garten gewesen. Maximilian hatte trotz der Zeitknappheit darauf bestanden, weil er für den Neffen von Marlene trotz des Krieges kein Fremder sein wollte.

»Ich weiß gar nicht, ob der Zoo derzeit geöffnet hat«, entgegnete Emma, was Theodor unglücklich dreinschauen ließ.

Erst als der Junge seine Mahlzeit vertilgt hatte, erschien Marlene in der Küche. Sie bekam noch kein Wort heraus. Die Kante des Medizinbuchs hatte einen Abdruck auf ihrer linken Wange hinterlassen.

Emma hielt ihr eine Tasse mit Kaffee hin. »Guten Morgen, Schwesterherz.« Theodor sprang auf und umarmte Marlene, sodass die ihren Kaffee fast über ihr spitzenverziertes Nachthemd kippte. »Guten Morgen, Tante Lene. Passt du heute auf mich auf?« Herzerweichend, wie es nur kleine Kinder oder Hunde vermochten, schaute er an ihr herauf.

Emma konnte Marlene ansehen, dass die gar nicht wusste, wie ihr geschah. Sie trank erst einmal einen Schluck Kaffee und setzte sich.

»Bitte, bitte!«, drängelte Theodor und schaute zwischen den Schwestern hin und her.

»Das geht nicht, Lene muss arbeiten«, sagte Emma. »Aber Oma Schari freut sich schon auf dich.« Theo war gerne bei Frau Scharinski, aber die Ankunft seiner Tante aus Berlin hatte bei ihm für viel Aufregung gesorgt.

»Aber wenn du möchtest, machen wir am Sonntag einen Ausflug auf meinem Fahrrad«, schlug Marlene schon etwas wacher vor.

»Oh ja!« Theo hüpfte vorfreudig auf der Stelle.

Marlene ließ sich von seiner Fröhlichkeit anstecken. »Ich könnte dir zeigen, wie ich freihändig fahre, und du sitzt auf dem Gepäckträger. Na, wie wäre das?« Sie zog ihn auf ihren Schoß und knuddelte ihn.

»Lene!«, ging Emma dazwischen.

»Keine Angst!«, beruhigte Marlene. »Meine Technik beim Freihändigfahren ist absolut ausgefeilt, da wird bestimmt nichts passieren.« Sie zwinkerte ihrem Neffen zu.

»Wenn ich heute ganz lieb bei Oma Schari bin, dann sagst du bestimmt ja zum Fahrradfahren, Mami«, bettelte Theo weiter.

»Ich überlege es mir noch.« Emma zog ihren Sohn an der Hand von Marlenes Schoß und zu sich. »Und jetzt erst mal ab auf die Toilette und dann an die Waschschale.« Sie gab ihm einen zärtlichen Klaps auf den Po.

Theo hüpfte zur Toilette auf der Halbetage draußen im Hausflur, die sie sich mit den Nachbarn teilten.

»Wie läuft die Zusammenarbeit mit Doktor Ritter?«, erkundigte sich Emma, nachdem sie allein waren.

Marlene trug das dreckige Geschirr zur Spüle, während sie antwortete: »Er ist eine Koryphäe, wenn es um die praktische Pädiatrie geht. Ich kann unendlich viel von ihm lernen. Es sind so viele neue Eindrücke als angehende Ärztin.«

»Oft fragen sogar die Kinderärzte der Königlichen Charité Doktor Ritter um Rat«, bestätigte Emma. Sie musste es schließlich wissen, denn seit viereinhalb Jahren war sie täglich auf der Chirurgie an seiner Seite.

Sie ging in die Schlafstube, und Marlene folgte ihr. Dort zog sie sich das hellgraue knöchellange Kleid mit dem hübschen weißen Kragen an, darüber kam die reinweiße Schürze

mit den Latzträgern. Vor zwei Jahren war Emma zur Stationsschwester der Chirurgie aufgestiegen, eine besondere Ehre, weil die anderen Stationsvorsteherinnen nicht als freie Krankenschwestern arbeiteten, sondern dem Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz angehörten. Als Freie trug sie alles wie die examinierten Rotkreuzschwestern. Nur fehlte ihr die Dienstbrosche, und ihre Haube war nicht mit der Rotkreuzborte verziert.

Marlene nickte. »Doktor Ritter erklärt mir alles geduldig. Und ich versuche, mir vieles aufzuschreiben, und lese es später mehrmals durch, um es mir fest einzuprägen. Allerdings wirkt er distanzierter als noch vor ein paar Tagen bei meiner Begrüßung.«

»Dass er sich Zeit für dich nimmt, ist doch sehr nett von ihm«, bemerkte Emma, während sie sich ihr Haar zu einem tadellosen Knoten am Hinterkopf band. »Das sind die besten Voraussetzungen für Weißensees erste Medizinalpraktikantin. Du wirst in die Geschichte eingehen, und in hundert Jahren lesen die Menschen über dich und deinen kühnen Weg.«

Marlene lächelte versonnen, und Emma ahnte, was ihre Schwester nun dachte. Sie hoffte darauf, dass Maximilians Mutter, die Gräfin von Weilert, sie – wenn sie erst bestellte Ärztin wäre – endlich als Schwiegertochter akzeptieren würde. Maximilians Vater, der als Offizier im Krieg an der Ostfront diente, galt als vermisst.

»Lene, würdest du dich heute Abend bitte beim Krautladen in der Roelkestraße anstellen?«, bat Emma, um ihre Schwester von den quälenden Gedanken abzubringen. »Kauf, was immer unsere Lebensmittelkarten hergeben.« Sie deutete zum Stubentisch, in dessen Schublade sie die Karten

aufbewahrten. »Hoffentlich reicht das Geld.« Regelmäßig wurden die Preise erhöht, sodass man nicht sagen konnte, wie viel das Geld morgen wert war und was man sich im nächsten Vierteljahr noch würde leisten können.

»Ja, das mach ich, hoffentlich komme ich rechtzeitig genug raus.« Marlene ging gedankenversunken in die Küche zur Waschschüssel. Emma machte Theodor derweil für den Tag zurecht.

Kurz vor sechs verließ sie mit ihrem Sohn die Dachwohnung und stieg die Treppen zu Frau Scharinski hinab. Der Sohn der Nachbarin war kurz nach Kriegsbeginn an der Ostfront gefallen und im Folgejahr ihr Ehemann. Aus der gemeinsamen Zeit als Familie erzählte sie immer wieder Anekdoten, gerne auch mal im Hausflur. Mit Vorliebe aber saß Elwira Scharinski häkelnd in ihrem Lesesessel. Theodor behandelte sie besonders liebevoll, weil es ihr leidtat, dass der Junge ohne Vater aufwachsen musste. Emma bezahlte sie dafür, dass sie Theodor während ihrer Dienstzeiten beaufsichtigte.

Die Wohnungstür der Nachbarin stand offen, und das *Tageblatt* lag wie hingeworfen auf der Türschwelle.

»Ist sie entführt worden?«, fragte Theodor mit geweiteten Augen.

Emma rief nach Frau Scharinski, erhielt aber keine Antwort. Sie betrat die Wohnung, zu der neben einer schmalen Küche zwei Zimmer gehörten. Überall war die Leidenschaft der Frau fürs Häkeln zu sehen. Da lagen Häkeldecken, Sesselüberwürfe, Vorhängeschleifen und Berge gehäkelter Socken, wohin man nur schaute. Für jedes Paar Soldatensocken, das von einer deutschen Frau gestrickt wurde, hatte die Kaiserin eine Mark versprochen. Frau Scharinski besserte ihre Kriegs-

witwenrente nicht nur mit der Kinderbetreuung, sondern auch mit dem Verkauf diverser Häkelwaren etwas auf.

Erst im Schlafzimmer fand Emma die Nachbarin schwer atmend in ihrem Lesesessel vor. »Hier ist Emma Lindow, Frau Scharinski. Wo haben Sie denn Schmerzen?« Sie überprüfte den Puls und die Atmung der Frau, von der sie wusste, dass sie wegen ihrer Körperfülle erhöhten Blutdruck hatte.

»Mir wurde schwindelig, als ich nach der Zeitung griff«, keuchte Elwira Scharinski. Ihr gewaltiger Busen hob und senkte sich. »Ich habe es gerade noch von der Haustür zurück in den Sessel geschafft.«

Emma führte sie zum Bett hinüber. Sie klopfte das Kissen auf und legte Frau Scharinskis Füße hoch. »Haben Sie sonst irgendwelche Schmerzen, Enge in der Brust zum Beispiel?« Letzteres war ein Anzeichen für einen Herzinfarkt.

Die Nachbarin wollte sich schon wieder erheben, aber erneut wurde ihr schwindelig. »Nein, keine Enge in der Brust«, presste sie sichtlich unzufrieden mit sich selbst hervor.

»Sie müssen sich unbedingt ausruhen!«, verlangte Emma im Ton der Krankenschwester, die es wirklich ernst meinte.

»Aber ich wollte Theo endlich mal im Quartett schlagen«, gab Frau Scharinski gespielt empört zurück. Sie sprach von jenem Kartenspiel, das deutsche Fliegerasse aus dem Krieg zeigte. Emma hatte es einem Nachbarn für wenig Geld abgekauft. »Sie sollten auf jeden Fall noch etwas im Bett bleiben. Und wenn es Ihnen heute Abend nicht besser geht, bitte ich meine Schwester, Sie zu untersuchen.«

»Eine Ärztin im Haus wohnen zu haben, diese Ehre hatte ich noch nie«, sagte Frau Scharinski beeindruckt und zog sich eine ihrer Häkeltücher bis an die Schultern hinauf.

»Genauso wichtig wie eine Krankenschwester«, kam es da vom Flur.

Emma wandte sich um. Kurt Vogel, der Nachbar aus der Wohnung gegenüber, stand im Flur und lugte zu ihnen herüber. Er war ein stiller Mann um die dreißig, mit mausgrauer Schiebermütze und grauem Tweedsakko – ein Herr, den man leicht übersah. Von Frau Scharinski wusste Emma, dass Herr Vogel wegen eines angeborenen Herzfehlers nicht eingezo-gen worden war.

»Brauchen Sie Hilfe, Fräulein Lindow?«, wollte er wis-sen.

»Könnten Sie heute Mittag mal nach Frau Scharinski schauen?«, fragte Emma, weil sie wusste, dass er als Journa-list die meiste Zeit von seiner Wohnung aus arbeitete. »Aber was mache ich nur mit Theo?«, dachte sie laut vor sich hin. Inzwischen war es schon Viertel sieben. Ihr Dienst begann in fünfzehn Minuten.

»Ich könnte ...«, bot der Nachbar vorsichtig an. Fast klang es, als befürchte er, sich ihr aufzudrängen.

Emma erhob sich vom Bett. »Sie? Den ganzen Tag mit Theo?«

»Oh ja!«, bekundete Theodor lautstark und flüsterte Emma ins Ohr: »Er ist besser beim Kartenspielen als Oma Schari.«

Emma zögerte dennoch. Zweimal schon war der Nach-bar bei der Kinderbetreuung eingesprungen, allerdings nur für ein Stündchen. Theodor war jedes Mal mit einem Strah-len im Gesicht heimgekehrt.

»Ich tue es gerne«, sagte Kurt Vogel und schob seine Schiebermütze auf dem Kopf vor und zurück. »Heute steht nur Korrekturlesen an, da ist genügend Zeit zum Spielen.«

Emma wusste, dass er für den sozialdemokratischen Vorwärts schrieb. Und eigentlich hatte sie auch keine andere Wahl. »Also gut«, sagte sie schließlich, dann prüfte sie noch einmal den Puls von Frau Scharinski. Freudig folgte Theodor Herrn Vogel in dessen Wohnung.

*

Schwer atmend erklomm Emma die Wendeltreppe hinauf zur Krankenetage. Ihr Alltag wäre deutlich leichter, wenn sie verheiratet wäre, dachte sie. Ihr Mann könnte dann womöglich bei der Kinderbetreuung aushelfen. Wenn da nur nicht das Risiko der Liebe wäre, das sie nicht mehr bereit war einzugehen. Nie wieder wollte sie so verletzt werden wie damals von Tomasz. Und doch träumte sie immer wieder davon, sich neu zu verlieben, und wachte mit einem Lächeln auf. Sie musste verrückt sein.

Pünktlich um halb sieben betrat Emma die chirurgische Station. Wie jeden Tag begann sie ihren Dienst mit einem freundlichen Morgengruß an die Schwestern, gefolgt von einem Rundgang zu ihren Stationspfleglingen. Dabei ließ sie sich von der Nachtschwester berichten, welche Vorfälle es in den zurückliegenden Stunden gegeben hatte. Das Krankenzimmer der Chirurgie war wie auch die Krankenzimmer der anderen Stationen ein heller Raum, dessen große Fenster und eine Glastür auf die Veranda führten. Die Veranda wiederum verband sämtliche Krankenzimmer miteinander und wurde von großzügigen Sonnensegeln überspannt. Sie bot einen herrlichen Blick in den Klinikpark. Bei gutem Wetter wurden sogar die Säuglinge für eine Freiluftkur auf die Veranda geschoben.

Um sieben Uhr trafen die zwei Elevinnen ein, die Emma für die kommenden acht Wochen auf der Chirurgie zugeteilt waren. Sie standen bei der Tür und schauten sich im Krankenzimmer um, das derzeit sechs Kinder beherbergte. Oberin Polsfuß hatte die jungen Damen vergangene Woche bereits angekündigt, deswegen kannte Emma ihre Namen. »Guten Morgen, Schwester Erika, guten Morgen, Schwester Grete«, begrüßte sie die beiden.

»Guten Morgen, Schwester Emma«, sagte Schwester Erika ehrfürchtig und knickste. Schwester Grete nickte scheu.

»Ich möchte Sie auf der Chirurgie herzlich willkommen heißen.« Emmas Blick blieb an der Rotkreuzbrosche hängen, die Grete und Erika mittig zwischen den Kragenspitzen des Schwesternkleides trugen. Das Schmuckstück war Oberin Polsfuß heilig und wies sämtliche Elevinnen als Arbeitskräfte des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz aus. Die Brosche wurde auch von den examinierten Rotkreuzschwestern, der Oberschwester und der Oberin getragen.

»Hier auf der Chirurgie finden Sie Kinder mit verschiedensten Verletzungen, Knochenfrakturen, Nabelbrüchen, Fremdkörpern, Geschwülsten oder Missbildungen«, erklärte Emma und nickte Schwester Gerlinde, einer Examinierten, zu, die das Krankenzimmer verließ, um sich um das Frühstück für die Kinder zu kümmern. »Mit einem Eingriff, auch Operation genannt, versucht die Chirurgie, diese zu beheben oder zu heilen.« Emma führte die Elevinnen vor den Krankenbetten entlang, machte sie mit den Kindern bekannt und berichtete, warum diese eingeliefert worden waren. Am sechsten und letzten Bett blieb sie stehen. »Klaus liegt seit

einer Woche bei uns, weil ihn draußen bei Glienicke auf dem Feld ein Fuchs gebissen hat.«

Schwester Erika sog scharf die Luft ein, als spürte sie den Schmerz des Patienten. Mitgefühl war wichtig für die Tätigkeit als Krankenschwester.

Emma wies auf den Verband des Jungen, der vom Ellenbogen bis knapp unter die Schulter reichte. »Klaus hat eine Bisswunde am linken Oberarm davongetragen, zum Glück war das Tier nicht tollwütig.«

»Ich wollte den Fuchs nur streicheln«, gestand der Fünfjährige. Im intakten rechten Arm hielt er den Stationsbären, der bei den Kindern sehr beliebt war. Ein weißer, kuscheliger Teddybär mit schwarzen Knopfaugen. Er hatte vor zwei Jahren die Stationspuppe Rosi ersetzt, als diese bei einem Notfall unter die Räder eines Krankenbettes geraten war.

»Man spricht von einer Wunde, wenn die Haut und die Schleimhäute in irgendeiner Form durchtrennt worden sind«, führte Emma aus. Unter Erikas interessiertem Blick legte sie die Wunde an Klaus' Oberarm frei. »Bei einer Bisswunde, die von einem Tier herrührt, ist die Haut nicht glatt und linienförmig, sondern unregelmäßig zerrissen.« Sie deutete auf Klaus' Wunde, die vor zwei Tagen der Tiefe wegen hatte genäht werden müssen. Die Haut um die Naht herum war noch blutunterlaufen.

Klaus hatte sein Gesicht abgewandt und presste den Teddy fest an sich, als Emma seine Wunde desinfizierte und eine entzündungshemmende Salbe auftrug. Die größte Gefahr bestand darin, dass Bakterien in die Wunde eindringen, diese sich entzündete, eiterte und im schlimmsten Fall zum Tod führte.

»Bei der Morgenvisite gleich wird Doktor Ritter entscheiden, ob Klaus bald entlassen werden kann«, erklärte Emma weiter. »Aber wie es aussieht, verheilt die Wunde ordnungsgemäß«, sagte sie an den Patienten gewandt und wuschelte ihm durchs Haar, woraufhin der Junge sein Lächeln wiederfand. »Das hast du gut gemacht«, lobte sie. Vielen Kindern war es unangenehm, sich untersuchen zu lassen oder gar als Lehrojekt zu dienen.

»Möchte mir eine von Ihnen helfen, zu Demonstrationzwecken einen neuen Verband anzulegen?«, fragte Emma die Elevinnen.

Erika schaute interessiert auf den verletzten Arm, aber zögerte. Grete reagierte nicht auf die Frage, sondern starrte nur ihre Schuhe an.

»Schwester Grete, seien Sie mir doch bitte behilflich«, bat Emma.

Grete schaute auf. Ihre kleinen, tief liegenden Augen blickten unstedet im Raum umher. »Ich? ... Aber ich kann das nicht ...«

»Ich zeig es Ihnen«, sagte Emma leichthin.

Zögerlich trat Grete neben sie und verfolgte ihre Handgriffe. Als die Binde nur noch wenige Male um den Arm gewickelt werden musste, sollte Grete übernehmen.

»Können Sie kein Blut sehen?«, fragte Klaus die Elevin, was Erika kurz kichern ließ.

Grete ignorierte den Jungen und ihre Mitschwester und begann zu wickeln. Als sich das Leinen verdrehte, half Emma. Sie straffte das Ende und wickelte es akkurat fertig. »Sehen Sie, so ist es besser.« Abschließend lächelte sie die Elevin aufmunternd an.

»Für mich als Krankenschwester ist es das Schönste,

eines der Kinder hier lächeln zu sehen«, gestand Emma, reichte Klaus einen Becher mit Kamillentee und half ihm noch beim Trinken. »Durch die richtige Pflege können wir eine rasche Gesundung begünstigen und durch manche Reaktion im Notfall sogar Leben retten.«

Erikas Augen leuchteten auf. Grete hingegen murmelte etwas, das nicht zu verstehen war.

Emma zeigte als Nächstes, wie ein Krankenbett bezogen und mehrmals täglich geordnet wurde. Das gehörte zu den allerersten Tätigkeiten einer Lernschwester. Erika stellte sich geschickt an und strich jede noch so kleine Falte glatt.

Die auf die ersten morgendlichen Handgriffe und das Frühstück folgende Visite verlief etwas anders als gewöhnlich. Anstelle von Oberschwester Walburga war Oberin Polsfuß zugegen. Außerdem bemerkte Emma, dass Oberarzt Buttermilch Marlene am Krankenbett die Sicht auf den Patienten zu verstellen versuchte.

Nach der Visite bat Oberin Polsfuß Emma in ihr Dienstzimmer.

Emma nahm gegenüber der Vorsteherin am Schreibtisch Platz. Der Dienstraum war karg eingerichtet, hinter dem Schreibtisch hing die gerahmte Pflegeordnung der Kinderklinik. Als Emma einst als junge Mutter bei Hanny Polsfuß in der Kinderklinik vorstellig geworden war, war sie so aufgeregt gewesen, dass ihr Blick mehrmals nervös über die Pflegeordnung gesprungen war, um dem musternden Blick der Oberin auszuweichen. Sie hatte die erneute Anstellung so sehr gewollt. Ihre Zusatzausbildung als staatlich anerkannte Kinderkrankenschwester sowie die Zustimmung, ihre Probezeit auf ein Jahr zu verlängern, hatten die Oberin schließlich davon überzeugt, dass sie als Alleinstehende mit

Kind für die Schwesternstelle auf der Chirurgie doch geeignet sein könnte.

»Schwester Emma, leider gibt es schlechte Neuigkeiten«, eröffnete die Oberin.

War etwas mit Marlene?, schoss es Emma als Erstes durch den Kopf.

»Die Oberschwester hat sich gestern Abend beim Sturz von der Treppe im Mutterhaus schwere Brüche zugezogen, die sie mehrere Monate an das Bett fesseln werden«, erklärte die Oberin. »Eine sehr unglückliche Sache.«

»Das tut mir sehr leid«, beteuerte Emma und musste an Elwira Scharinski denken. Hoffentlich ging es ihr gut und Theodor bei Herrn Vogel auch. Der Nachbar wohnte erst seit fünf Monaten im Haus. Ob es nicht doch etwas unverschämt von ihr gewesen war, ihren Sohn gleich einen ganzen Tag bei ihm zu lassen?

»Die Oberschwester wird für Monate ausfallen«, sprach die Oberin besorgt weiter.

Emma nickte mechanisch. Die kühle Walburga Buttermilch war ihr bisher nicht sonderlich ans Herz gewachsen. In Walburgas Gegenwart traute sich keine der anderen Schwestern zu tuscheln, weil es hieß, dass sie ein besonders feines Gehör besitzen würde. Außerdem bevorzugte der Oberarzt seine Schwester des Öfteren, was Emma ungerecht fand.

»So schnell bekommen wir in diesen Zeiten keinen Ersatz«, unterbrach die Oberin Emmas Gedanken. »Würden Sie bis zu ihrer Rückkunft den praktischen Unterricht übernehmen?«

»Ich? Aber ich habe noch nie unterrichtet.«

»Sie sind von allen Stationsschwestern fachlich am besten dafür geeignet«, sagte Oberin Polsfuß und strich sich ihr

schwarzes Gewand glatt, über dem ihre geliebte Kette mit dem silbernen Kreuz hing.

»Aber ...«, wollte Emma einwenden, als die Oberin ihr auch schon vorschlug: »Für die Vorbereitung und die Durchführung des Unterrichts würde ich Ihnen pro Woche vier Stunden Stationsdienst erlassen.«

Dann war sie trotz allem um die gleiche Zeit wie bisher zurück bei Theo, rechnete Emma nach.

»Außerdem bekämen Sie pro Woche vier Mark mehr Lohn.«

Emma schaute auf. Mit vier Mark mehr pro Woche bräuchte sie donnerstags nach Arbeitsschluss Frau Weißborn nicht mehr im Haushalt zu helfen. Mit diesen Arbeiten hatte sie sich bisher etwas dazuverdient, denn für Extrawünsche reichte ihr Schwesterngehalt nicht aus. Die Miete für ihre kleine Dachwohnung war zwar günstig, aber die Geldentwertung zog ihr immer mehr Geld aus der Tasche. Was sie heute beiseitelegte, war schon im nächsten Monat weniger wert. Theodors größter Wunsch war ein Schulranzen aus rotem Leder mit Stiftemappe, wie er im *Papier- und Spielwarengeschäft Hugo Schaarschmidt* auf der Berliner Allee verkauft wurde. Emma rechnete nach, ob sie in den Monaten, die ihr bis zu Theodors Geburtstag am zweiten November blieben, das Geld für den Ranzen zusammenbekäme, Geldentwertung inbegriffen.

»Schwester Emma, Sie sind die einzige staatlich anerkannte Kinderkrankenschwester unter den Examinierten, die einzige mit dieser Zusatzausbildung. Bitte lassen Sie mich nicht im Stich.«

Emma dachte an die sechs Monate zurück, in denen sie am Auguste-Victoria-Krankenhaus in Weißensee die staat-

liche Anerkennung als Krankenschwester erworben hatte. Die Zusatzausbildung hatte ihr Spaß gemacht, trotz der doppelten Belastung durch ihre Putzarbeiten. Der Lehrstoff wäre ihr wohl ohne die praktischen Demonstrationen deutlich schwerer gefallen.

»Und Sie meinen, die Oberschwester ist mit mir als Ausbilderin einverstanden?« Emma erschien das angespannte Gesicht von Walburga Buttermilch. Die Oberschwester war nur schwer zufriedenzustellen, um nicht zu sagen: Sie war eine Perfektionistin.

»Schwester Emma, wenn wir die Ausbildung unserer Elevinnen nicht sicherstellen können, wird das Haus womöglich doch noch in ein Lazarett umgewandelt!«, gab Hanny Polsfuß zu bedenken. »Gerade weil wir so gut ausbilden, wurde ja einst von der Umwandlung abgesehen.«

»Und wo kämen dann die kranken Kinder hin?«, fragte Emma entsetzt. »Soweit ich weiß, hat kaum ein Krankenhaus noch ärztliche Kapazitäten frei, um unsere Kinder mitzuvorsorgen.« Von Kinderkrankenhäusern oder Kinderstationen, denen ein derartiges Schicksal widerfahren war, hieß es, dass man die Pfleglinge zur Versorgung zurück nach Hause gegeben habe und nur überlebenswichtige Operationen noch durchgeführt würden.

Oberin Polsfuß zuckte mit den Schultern.

»Gut«, sagte Emma schließlich. »Ich will es versuchen.« Emma spürte schon jetzt die Last der Verantwortung. Schlechter Unterricht hatte großen Einfluss auf die Leistung der Schülerinnen.
